



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 59.

Freitag, 9. März

1928.

(6. Fortsetzung.)

Der Reiter und die Frau.

Von Walter von Nummel.

(Nachdruck verboten.)

„Joseph, wir sind doch alte Freunde.“
„Gewiß sind wir das. Und ich schulde dir zudem Dank. Deine Leute hätten mich wohl erschlagen. Begreiflich. Hätte ich nicht mit den paar mir verbleibenden Kanonieren immer wieder das Geschütz auf euch gerichtet und euch Kartätschen hinüber geschickt, ihr hättet unsere Stellung eine Stunde früher genommen. Du warfdest dich schützend zwischen die Wütenden und mich. So dank ich dir mein Leben. Auch in der Gefangenschaft hast du mein Los erleichtert.“

„Nach' nicht so viel Worte.“

„Ich mach' sie, damit du siehst, daß ich nichts vergessen habe, daß ich dir dankbar bleibe, auch wenn ich jetzt gehe. Bin ohnehin lang genug mit dir dieselbe Straße gezogen. Als wir uns in Wien trafen, bin ich wanderlustig, wie ich war, gerne mit dir geritten, um mir von dir deine Heimat zeigen zu lassen. Und wiederum hat es dir wenig Mühe gekostet, mich zu bestimmen, mit dir hierher zu kommen. Du weißt, ich lasse mich gerne vom Zufall treiben, wohin er mich gerade führen will, du weißt, ich trenne mich schwer von jemand, dem ich anhänglich geworden bin.“

„Ich weiß und bin dir auch von Herzen für deinen Freundschaftsdienst dankbar. Und was deine Dienereigenschaft anlangt, so schien es mir besser und unaufälliger, einen guten sicheren Freund in dieser Verkleidung an meiner Seite zu haben.“

„Nicht mehr nötig. Dein Abenteuer ist längst im Sande des Murtensees auf den Strand gelaufen. Entführung, die du vorhattest? Nicht die Rede davon. Sieh dir nur einmal Frau von Héricourt mit nüchternen Augen an. Ein blonder, sanfter Engel mit blauen, treuen Augen. Das Vorbild einer Ehefrau, wie ein eiferfüchtiger Gemahl keine bessere findet. Sie denkt ja nicht im Traum daran, mit dir davon zu laufen. — Selbst aber, wenn sie wollte, wär's keine so leichte Sache. Die Hälfte der Dienerschaft Franzosen, alle auf Herrn von Héricourt eingeschworen. Ein Tessiner ist auch noch dabei, der Gärtner, ein rabenschwarzer, schlechter Tropf. Und dann der Leibjäger, ein Haremswächter, der Frau von Héricourt nie aus dem Auge verliert. In ganz Teurbrul kann sie sich nur auf ihr Kammermädchen verlassen, das sie aus ihrem Elternhause mitgebracht.“

„Mag alles richtig sein, aber . . .“

„Aber wenn nur die Frau anders wäre. Dann wäre es schon zu schaffen. Doch die bleibt ihrem Manne treu wie ein närrischer Pudelhund. Da kannst du dich auf den Kopf stellen. Gib dein Abenteuer auf. Oder laß mich wenigstens aus dem Spiel.“

Unruhig ging Ried im Zimmer auf und ab und bearbeitete ärgerlich mit der Reitpeitsche die Schäfte seiner Stiefel. „Gut gesprochen, aber du siehst die Dinge, wie sie nun einmal nur du sehen kannst.“

„Wie einer sie sehen muß, der keinen Liebeskoller hat.“

„Wir wollen nicht streiten. Ich weiß, das alles sieht nicht rosig aus. Aber es könnte doch noch die Stunde kommen, wo ich einen Freund, auf den ich mich

verlassen darf, wie auf mich selbst, gut gebrauchen könnte.“

„Ich sehe diese Stunde noch nicht.“

„Hab' noch ein wenig Geduld. Ich muß sie ja auch haben. Und laß mich die Aussicht halten. — Im übrigen verstehe ich es nur zu gut, daß du nicht ewig den Diener und Reitknecht Joseph spielen magst.“

„Na also.“

„Darum schlage ich dir vor, daß wir heute noch nach Neuenburg hinüberreiten. Ich kenne verschiedene Herren da drüben. Mit denen wollen wir vergnügt sein. Und du bist dort, was du früher gewesen, der Reichsfreiherr Joseph Maximilian von Kirchberg. Einverstanden?“

„Ich seh' schon, ich komme nicht mehr los von dir. Aber da du ein Mannsbild bist, ist es immer noch besser, als wenn es ein Frauenzimmer wär.“ —

So brachen die beiden Freunde am Nachmittag auf. Und am Abend saßen sie bereits in einer vergnügten, trinkfreudigen Gesellschaft zu Neuenburg fest.

Mehrere Tage tat Ried in der allgemeinen Lustbarkeit mit. Dann ließ er eines Nachmittags satteln und ritt allein nach Teurbrul. Er traf nur den Schloßherrn zu Hause. Seine Gattin war ausgeritten. Herr von Héricourt war noch seiner geschmiegelt, gebügelt und zurecht gerichtet als an anderen Tagen. Er trug einen roten Samtrock, der Silberstickereien an der Brust, an Ärmeln und Taschen aufwies, die Weste war aus einem kostbaren Silberstoff gewoben, schwere Spitzenmanschetten fielen über die Hände. Er war für den Abend auf ein Gut der Nachbarschaft zu Gast geladen. Vorläufig aber hatte er Zeit für Ried und ließ sich durch diesen von Neuenburg berichten. „Sie erzählen mir da alles Mögliche“, meinte er nach einer Weile und machte sich gelangweilt an seiner tiefroten seidernen Halskrawatte zu schaffen, „aber warum sagen Sie mir nicht das Allerneueste, was da in Neuchâtel sich ereignet haben soll?“

„Das Allerneueste? Ich habe von nichts Besonderem gehört.“

„Ach, Sie wissen noch gar nicht“, lachte spöttisch Herr von Héricourt. „Gestern ist doch ein Preuße in den See gefallen und hat dabei alles Wasser geschluckt, daß der See nun trocken gelegt ist.“ —

„Möglich. Das muß eben dann gestern gewesen sein“, erwiderte Ried kurz angebunden. „Da war ich nicht am See unten. Heute war er wie sonst. Dem Preußen muß das Wasser doch nicht allzugut gemundet haben, und er hat es wohl wieder von sich gegeben. Wir Schweizer gehen, weil unser Land klein ist, in die Welt hinaus, leisten in Frankreich und Sardinien Kriegs- und andere Dienste, in Holland, Preußen und Österreich. Manchmal locken uns die Sympathien für irgend ein Volk, manchmal für irgend einen großen Mann. Hätte ich fünfzig Jahre früher gelebt, würde mich vielleicht Prinz Eugen nach Wien geführt haben. So steht, Gott sei's geklagt, manchmal im fremden Dienste Schweizer gegen Schweizer im Felde. Sind wir dann aber wieder glücklich zu

Hause, so heißt es die Landessitte, daß man sich friedlich vertrage.“

„Ein langer Sermon, du lieber Himmel, Sie scheinen mir sehr sensibel zu sein, mein guter Herr von Ried. Die Neuchâtelser Herren sind — leider, möcht ich manchmal sagen — unsere Nachbarn. Da müssen Sie mir schon die Freude gestatten, mich, wenn ich Grund dazu habe, über Sie ärgern zu dürfen. Und Anlaß dazu liegt manchmal vor. Ihr Gouverneur da drüben, der Marshall von Schottland, Lord Keith, scheint nicht immer eine sehr glückliche Hand zu haben.“

„Wieso nicht?“

„Gott — ich wüßte Verschiedenes. Aber lassen Sie mich nur eines herausgreifen. Was tut Ihr Lord Keith nicht jüngst? Fast zur gleichen Zeit, wo zu Genf der Fenster den „Contrat social“ und den „Emil“ auf dem Marktplatz verbrennt, siedelt er den Autor in seinem Dorfe Motiers an. Ich habe auch nicht den mindesten Zweifel daran, daß dieser Charlatan, Volksaufwiegler und Böbelbetörer noch heute drüben im Neuenburgerischen sich seines Lebens freuen würde, wenn nicht dort die vernünftigen Leute selbst ihm das Vergnügen etwas verleiden hätten.“

„Lord Keith hat, lieber Herr von Héricourt, soweit ich im Bilde bin, nichts weiter getan, als daß er einem armen Flüchtigen Asylrecht gewährt hat. Darüber können Sie sich ereifern?“

„Asylrecht ist schön und gut. Fragt sich nur, wem es zugestanden wird. Wird es einem gewährt, der alles umstürzt, der an sämtlichen Fundamenten unserer Kultur rüttelt, bin ich hautement dagegen.“

„Neue Gedanken lassen sich nicht dadurch totschiessen, daß man den, der sie ausspricht, ächtet und verfolgt.“

„Das nennen Sie neue Gedanken? Ich nenn' es konfus, ungereimtes und phantastisches Zeug. „Vols-souveränität“. Wer hält so was für möglich? „Gleichheit der Menschen?“ — barer, wenn auch gedruckter Unsinn.“

„Rousseau scheint mir aber doch oft den Fuß sehr vorsichtig zu setzen. Sagt er nicht, daß, wenn es ein Volk von Göttern gäbe, dieses sich demokratisch regieren würde? Aber für gewöhnliche Menschen sei eine so vollkommene Regierungsform viel zu gut.“

„Dafür sagte er aber auch wieder viel anderes. Prophezeit dieser Mensch nicht das baldige Ende sämtlicher Monarchien? Sehen Sie nach Frankreich hinüber. Noch nie ist das Königtum so groß und glänzend dagestanden wie heute.“

„Alles, was auf dem Gipfel kam, steigt von dort aus wieder zu Tale. — Wo lebt übrigens Rousseau jetzt?“

„Weiß ich's? Meinetwegen am Nord- oder Südpol! Von Motiers weg ging er voriges Jahr nach der Ile de la Motte.“

„Der Petersinsel im Bielersee?“

„Ja. Der Vogt von Nidau hielt ihm die Stange. Der Schaffner Gabriel Engel nahm ihn bei sich auf.“

„Gabriel Engel?“

„Ich glaube, so heißt der Mann. Er lahmt an einem Bein. Der beherbergte ihn. Aber die Freude währte nicht allzulange. Nach einigen Monaten gelang es uns Gutgesinnten, bei den Herren in Bern seine Ausweisung zu erlangen. Der braven Stadt Genf und dem offiziellen Frankreich gebührt das Hauptverdienst an dieser Tat. Allerdings glaube ich, daß auch ich für meine Person meinen bescheidenen Anteil an diesem Enderfolge habe.“

„Dies glänzende Ergebnis muß Sie mit höchstem und gerechtem Stolz erfüllen, Herr von Héricourt.“ Ried sagte das so vor sich hin, nur um etwas zu sagen. Ohne weiteren Widerspruch ließ er eine lange Brandrede, die Héricourt gegen Rousseau vom Stapel ließ, über sich ergehen und begrüßte sie fast. Denn der Name, den Héricourt eben genannt, hatte alte Erinnerungen in ihm geweckt. Engel, Gabriel Engel, hatte ein Reiter in seiner Schwadron geheißten, der bei Roffbach einen Schutz in das Bein bekommen. Dieser Engel war Schweizer gewesen. Er war oft wegen seiner rauhen Kehllaute von seinen Kameraden gehänselt worden. Ried nahm sich vor, gelegentlich auf der Petersinsel Nachschau zu halten, ob der Schaffner dort wirklich der alte Kriegskamerad wäre.

Ein Lakai meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. Héricourt unterbrach seinen langatmigen Monolog, stand auf und entschuldigte sich bei seinem Gaste, daß er ausbrechen müsse. Zusammen mit ihm verließ er das Zimmer. Auf dem Gange trafen sie Frau von Héricourt, die Ried, während ihr Gatte den Degen anstekte, begrüßte. Sie gab ihrem Bedauern Ausdruck, daß sie erst vor kurzem von ihrem Nachmittagsritte zurückgekehrt sei und sich so um das Vergnügen gebracht habe, mit ihm beisammen zu sein. Sie war heute ganz große Dame. Das goldgelbe Kleid mit dem blauen, schweren Umhang stand ihr trefflich zu Gesicht.

Das Tor stand schon offen, ein Diener öffnete den Schlag des breitgebauten Wagens. Durch die große Fensterscheibe nickte Frau von Héricourt dem Besuche noch einmal lächelnd zu. Herr von Héricourt winkte gemessen mit dem Dreispitz. Die Pferde zogen an, rasch rollte der Wagen die langgestreckte Allee hinab. Die scharlachroten Kräde der rückwärts stehenden Lakaien flatterten im Winde.

Ried bestieg seinen Rappen und schlug einen Weg ein, der ihn zum Neuenburger See zurückführte. Tief-schwarz ausgeschlagen, ein gewaltiger Riesenkatapult, lag der Jura vor ihm. Über seinem messerscharf abge-schnittenen oberen Rande glühte eine heiße, feurige Masse, loderte eine rote Glut — der Abschiedsgruß der scheidenden Sonne.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mann von heute.

Er springt aus dem Bett nach sprunghaftem Traum, Dann springt er in seine Hosen munter.

Er springt nach der Zeitung, — er frühstückt kaum, Dann springt er schnell die Treppe hinunter.

Er springt in ein Auto, und wenn er keins hat, Dann springt er zur Straßenbahnhaltestelle, Und manchmal springt er auch durch die Stadt, — Er springt ins Geschäft auf alle Fälle.

Der Chef springt ihm wütend, kommt er zu spät, Gleich ins Gesicht, so pflegt man zu sagen, Doch wenn er selbst an der Spitze steht, Dann springt er hinein in die Tagesfragen.

Und springen die Kurse, dann springt auch sein Herz. Doch wenn sie fallende Zahlen bringen, Dann plakt er beinahe und möchte vor Schmerz Aus seiner Haut in Empörung springen.

Dann springt er zum Anwalt oder zum Lunch. Er springt in Schnelle auf alle Fälle.

Er ist doch ein armer, gehetzter Mensch Und dennoch kommt er nicht von der Stelle! Pud.

Denen man in Wien begegnet.

Von Heinrich B. Kranz.

Der Geschäftshuber.

Er ist mehr als geschäftig. Er ist übergeschäftig. Er ist geladen mit Geschäftigkeit. Immer ist er dort, wo er nicht sein sollte und gerade nur dort.

Fällt ein Pferd auf der Straße, so bahnt er sich mit wichtiger Miene einen Weg durch die gaffende Menge, begutachtet den Fall und hilft dann dem Kutscher — oder tut wenigstens so. In Wirklichkeit steht er ihm bloß im Wege. Was es ihn angeht? Er ist eben ein Geschäftshuber. Versteht er etwas von Pferden? Natürlich! Ein Bruder vom Schwager der Freundin seiner Schwester, der hat ja eh' ein Fuhrwerk draußen in Ottakring!

Er fährt mit der Straßenbahn und bemerkt, daß sein Gegenüber einen Fleck am Hutband hat. Er sagt ihm unaufgefordert eine Puterei, er nennt ihm Adressen von billigen Hutmachern, er versorgt ihn mit einer Reihe unnützer Rat-schläge, wie das Hutband in Zukunft geschnitten werden könne. Er will nur nicht sehen, daß sein Gegenüber nicht zuhört.

Der Geschäftshuber blickt durch das Fenster. Ein Auto steht auf der Straße, umringt von Passanten. Flugs springt er hin, stürzt sich auf den Motor, wiegt sachmännisch sein Haupt, beugt sich unter den Wagen, klopft wohlwollend auf die Karosserie, schürzt den Armel in die Höhe, pumpt in die Hände und sagt: „Dös wer'n wir gleich hab'n!“

Was geht es ihn an? Versteht er etwas von Autos? Natürlich! Vor zwölf Jahren war er in einer Ausstellung und hat sich dort das Modell eines neuen Motorrades er-

klären lassen. Verstanden hat er damals zwar nichts, aber —
dös wär' do lächerlich, wenn i den Wagen da net zum
Fahr'n bringen möcht!

Lebt er in einer Gesellschaftsschicht höher, so findet
man ihn im Theater bei jeder Erstaufführung, in jedem
Konzert, in jeder Ausstellung: er muß dabei sein. Er ver-
schafft Eintrittskarten, er verschleudert Empfehlungen, er
weiß für alles einen Rat und wenn es auch der schlechteste
ist. Er strahlt vor Freude, wenn man ihm eine Liste von
Personen übergibt, die irgendwohin einzuladen sind; er
küßt sich in jeden neugegründeten Verein, hält in Ver-
sammlungen Reden, wenn man sie am wenigsten von ihm
erwartet und über Dinge, zu denen er nichts Geschicktes zu
sagen weiß.

Überall spielt er sich als Retter auf, wenn alle anderen
versagen. Sein größter Schmerz ist, daß nicht er es war,
der Oesterreich sanierte. Hat er einmal gar nichts zu tun,
was selten vorkommt, so gründet er selber einen Verein:
„Zur Förderung der Gartenbewässerung“ oder „Zur Hebung
der Menschenliebe“ oder „Zur Pflege der Kaffeen“ und
wird dann sein eigener Präsident. Diesen Titel läßt er sich
auf die Besuchskarte drucken.

Der Raunzer.

Er hat immer ein böses Gesicht. Tiefe Furchen durch-
ziehen seine Stirn, die Lippen sind zusammengekniffen, die
Mundwinkel verächtlich gekrümmt. Natürlich regnet es
heute wieder. In Wien muß es ja immer regnen. Saunest!

Ist aber schönes Wetter, so schimpft er darum nicht
weniger: „Der Staub! Dös ist auch nur in Wien möglich.
Waren Sie schon einmal in Berlin? Ja? Da haben's einen
Unterschied g'sehn!“ Natürlich war der Raunzer selber noch
nie in Berlin.

Er geht in ein Theater. Sofort beginnt er zu raunzen.
Entweder sitzt eine Dame vor ihm, deren Haarpracht ihm
den Ausblick versperrt — dabei sieht er vorzüglich — oder
jemand, zwei Reihen rückwärts, lispelt gerade bei der
rührendsten Szene. Und wer hustet denn da in derloge!
Dös is auch nur in Wien möglich! In London möcht' man
solche Leut' einsperren. Aber bei uns in Wien, da is alles
erlaubt! Wir sind halt in der Provinz! Grammatneufiedel
is a Großstadt dagegen!

Muß der Raunzer ein paar Minuten auf seine Straßen-
bahn warten, so belästigt er alle Umstehenden: „Dös is a
offener Skandal! A halbe Stund' kann ma auf'n D-Wagen
warten. Hab'n Sö schon so was in Paris g'sehn? Groß-
stadt! Da muß i nur lachen! In Hinterindien san bessere
Zustand!“

Im Kaffeehaus entfaltet er, schon umdüsterten An-
gesichts, seine Zeitung. „Obstruktion im Gemeinderat?
Natürlich! Dös paßt den Herren — Geld einsteck'n und nix
dafür arbeiten! Echt Wiener Zustand! ... Der Autoanruf
ist eingeführt? Dös hab'n's do schon vor zwei Jahr in Berlin
g'habt. Bei uns wird's eh net funktionieren! ... Neue
Straßenbeleuchtung? Die sollten lieber den Obdachlosen
Wohnungen verschaffen! ... Gemeindehäuser errichtet? Die
sollten lieber dem kleinen Mann net die Steuern aus der
Nasen ziehen! ... Mord aus Eifersucht — freigesprochen?
Die möchten am liebsten denen Dieben Medaillen auf die
Brust piden, und die Mörder, die möchten's auf Ver-
anugungsreisen schicken! Zustand' sind das! Man muß si'
nur schämen!“

Wehe aber dem Fremden, der da wagt, ein Wort gegen
die „Kaiserstadt“ zu sagen, der den Verkehr schleppend,
die Politik schläfrig, das Wiener Derg zu weich finden sollte!
Wie ein Tiger springt ihm der Raunzer an die Gurgel,
donnert ihn mit tönenden Phrasen aus geblähter Brust
nieder, läßt ihn nicht zu Atem kommen, bis der andere klein
beigibt und alles bedauernd zurücksieht, was er so nebenbei
eben äußerte.

Dann erst, tief aufatmend, im Vollgefühl seines
Triumphes, läßt der Raunzer über den Niedergeschmetterten
einen verächtlichen Blick gleiten, wendet sich ab und geht
erhobenen Hauptes weiter. Eine Minute später raunzt und
schimpft er wieder über das Saunest.

Der Sorglose.

Er hat keine Angst vor dem kommenden Tag. Es wird
schon ge'n. Er überanstrengt sich nicht. Die meisten Dinge
erledigen sich ja von selber. Vor dem überfüllten Straßen-
bahnwagen hält er die Ansturmenden gutmütig zurück:
„Nicht drängen, Deuteln. Es kommt ein jeder dran.“

Will jemand den Fahrweg überqueren, wenn weit in
der Ferne ein Auto anrollt, hält er ihn am Kopfspiel zu-
rück: „Sie versäumen's ja net!“ Liest er in der Zeitung,
daß die Beratungen über eine Gesetzesvorlage verschoben
wurden, dann nickt er befriedigt: „Nur Zeit lassen!“ Fragt
man ihn um eine Auskunft, verspricht er sie für morgen:
„Man soll nix übereilen!“ Ruft ihn ein Geschäftsfreund zu

sich, so kündigt er seinen Besuch für die nächste Woche an:
„Man muß sich halt alles erst ein paar mal überchlaffen!“

Aber wehe, wenn ein Ahnungsloser ihm ins Gesicht sagt,
er hätte doch Zeit haben müssen, seinen Brief zu beant-
worten: „Sie haben a Ahnung, wie ma si plagt und schindet,
wie ma rennt und radert! Der Atem bleibt einem stehen.
Froh is ma, wenn ma am Abend ins Bett kommt! Sie
hab'n a Idee!“

Dann zündet der Sorglose sich umständlich eine Vir-
ginia an, mißt den Fragenden von oben bis unten, leucht
hörbar und wandert gemächlich zur nächsten Pilsfabrik, wo
er die Plakate von Warenhäusern und Schuhfabriken einem
sorgsamem Studium unterzieht.

Der Selbstmörderstrauch oder: Die Parabel von der Actinidia.

Von Max Sanel.

Der Botaniker führte mich im botanischen Alpengarten
herum und zeigte mir die montane Flora vieler Länder und
einiger Kontinente. Er hatte eine Leidenschaft für die Berg-
pflanzenwelt, und so sah ich die verschiedenen Saxifragae,
die Steinbrech- und Hauswurzarten, den insektenfressenden
Sonnentau mit seinen apfelsäurehaltigen Drüsenfingern, ich
sah den petroleumziehenden Froschlöffel, die Feuerlilien,
die Pulsillen bilden, das heißt, fertige Pflanzen wie lebende
Zunge abwerfen, ich sah den turkestanischen Rittersporn,
die sibirische Schwertlilie, transbaikalische Salvien, kaukasische
Stabiosen, Bivivare, das sind lebend gebärende Alpen-
rispengräser, die ihre jungen Pflanzen gleich mit den
Wurzeln zur Welt bringen, nordamerikanische Steinmispeln,
Saponarien oder Seifenträger, Tormentillen, Potentillen
aus Nepal, vom Himalaya, Arzneipflanzen aller Art, Him-
vinellen, Mutterwurz, mittelländische Widen, Vichinellen
aus Mazedonien, Opuntien, Schutzpflanzen mit Schutz-
färbungen, tibetanischen Enzian, chinesische Trompeten-
blumen und Bermutopflanzen. Ich sah das Kraut, aus dem
der Absinth gewonnen wird, und dann sah ich auch die Edel-
raute, die hoch oben, auf schwer zugänglichen Gipfeln der
Alpen wächst, von wo der kühne Bursch sie holt, um sie der
Liebsten anzusteden. Nimmt sie die Blume an, gilt sie ihm
verlobt. Und ich sah den Mohn aus den Porenäen und
den persischen Mohn vom Lovcen. Und zuletzt zeigte mir der
Botaniker auch Blumen aus Griechenland. Und ich sah die
Kelle vom Helikon und eine andere Kelle aus Rhodope und
die gelben „Bettinnen“ vom Olomp. Und dann sah ich
auch den interessantesten aller Sträucher: die Actinidia aus
dem Geschlechte der Dilleniaceen.

Und der Botaniker sagte zu mir: „Siehe, dies ist der
Selbstmörderstrauch! Denn er tut alles, um sich selbst zu
morden! Dieser Strauch ist narzisstisch oder doch in sich ver-
liebt! Wenn er zwei Triebe in die Luft streckt, dann streben
diese Triebe sogleich zueinander, umfassen einander wie in
Leidenschaft, umschlingen und umschneiden einander wie in
einem Krampf der Liebe und umzingeln sich mit so heftiger,
begehrlicher Intensität, daß sie sich abdroffeln und ersticken!
Ja, diese selbstsüchtige Pflanze unterbindet sich aus Eigenliebe
die Atmung! Ihr süßester Genuß scheint zu sein, an sich selbst
zu sterben! Sie ist sterblich in sich verliebt, diese Actinidia
— aber sie bringt gleichwohl eßbare Früchte hervor!“

Dies sagte der Botaniker.

Und ich sah mir die Actinidia aus dem Eporus lange
an und dachte über das selbstmörderische Prinzip ihres
Lebens nach.

Und fand, daß die Natur immer wieder Parabeln er-
zählt. Denn es gibt auch unter den Menschen solcher
Actinidien genug, die sich selbst so sehr lieben, daß sie dar-
über absterben und zugrundegehen. Und die keine genieß-
baren Früchte hervorzubringen vermögen — wie jener
Selbstmörderpflanze immerhin noch gelingt.

Reise u. Verkehr

Norwegen — Spitzbergen — Island. Die Savag hat die
Zahl ihrer diesjährigen Nordlandfahrten ganz beträchtlich
vermehrte. Insgesamt kommen sieben Fahrten nach Norwegen,
Spitzbergen, Island und den Ostseeländern mit dem Be-
gnügungsreisendampfer „Oceana“, dem Passagiermotorship
„Orinoco“ und den Luxusgeschiffen „Resolute“ und „Reliance“
zur Durchführung. Mitte Juni beginnt die erste Nordlan-
fahrt mit Dampfer „Oceana“. Anfang und Ende Juli folgen
die zweite und dritte „Oceana“-Reise. Ebenfalls im Juli
wird die „Orinoco“ eine Island- und Spitzbergen-Fahrt
und die „Resolute“ eine Fiord- und Polarfahrt antreten.

* Ludwig Kapeller: „Die Flucht des Florian Faber“. (Verlag Ullstein, Berlin). Dieser spannende Kriminalroman fesselt durch die anschaulich geschilderten und häufig wechselnden Schauplätze der Handlung; immer neue Verwicklungen, immer neue, eigenartige Situationen lassen den Leser bis zum Ende in erregender Ungewissheit über den Ausgang des Dramas. Atemlos folgt man dem Leidensweg einer gequälten Seele, bis eine aufsehenerregende Entdeckung das Dunkel lichtet, das über ihm und der geliebten Frau lastet.

* Wilhelm Vershofen: „Swennenbrücke“. Das Schicksal einer Landschaft. (Walthers Gerolds Verlag, Siegburg im Rheinl.). Wilhelm Vershofen, bekannt durch seinen „Fenriswolf“ und seine Amerika-Grotesken, erzählt in den zwölf Novellen seines neuen Buches das Schicksal einer abgelegenen westfälischen Dorfgemeinschaft im Verlauf von drei Jahrhunderten deutscher Geschichte, etwa vom dreißigjährigen Kriege ab bis zur Inflationszeit nach dem Weltkrieg. Es ist ein armes Städtchen zwischen der holländischen Grenze und Hannover, auf dem die Bevölkerung mühselig im Handel und Gewerbe und in der Landwirtschaft um ihr Dasein zu ringen hat. Immer wieder kommt eine neue Zeit und macht die wirtschaftlichen Errungenschaften der vergangenen Zeit zunichte, und immer ist Swennenbrücke mit dem Schicksal der ganzen Welt verknüpft, und immer der Einzelne mit der Landschaft. Die zwölf Novellen schließen sich aneinander zu einer Dichtung voll echter Freude am Erzählen und Fabulieren.

* Pierre Dominique: „Weltuntergang“. Roman. (Münchener Verlag, München.) In Paris prophezeit man das Weltende im Jahre 1928! Dominique gestaltet die gewaltigen Visionen der Offenbarung St. Johannis zu einem Bilde lebendiger Wirklichkeit. Immer mehr wird bei ihm der Zusammenstoß mit dem Kometen Gewißheit, fallen die Fesseln der letzten Menschen untereinander, bis die Erde untergeht, in einem Finale von erschütternder Großartigkeit!

* A. S. M. Hutchinson: „Das wachsende Reich“. Roman. (Drei Masken-Verlag, München.) Die Geschichte dreier Brüder, deren einer, der jüngste, aus allen Fährnissen des Krieges auf wunderbare Weise gerettet, in das London der Gegenwart zurückkehrt, nicht mehr weiß, was er mit sich anfangen soll. In einer ausichtslos erscheinenden Liebe zu einem armen Mädchen und an den Ehekatastrophen seiner beiden Brüder, die sich mit zwingender Notwendigkeit aus den Charakteren und Verhältnissen entwickeln, erkennt er seine Mission, das „wachsende Reich“ der praktischen Menschenliebe zu begründen. Ein Roman der Nachkriegszeit mit hochstehenden ethischen Gedanken und zugleich eine spannende Gesellschaftsschilderung.

* Albrecht Dürers sämtliche Holzschnitte sind aus Anlaß des Dürer-Jubiläums (400. Todestag) soeben im Holbein-Verlag, München, erschienen, gleichzeitig in deutscher und englischer Ausgabe, in wiedergebenden, die nach den aus vorliegenden Proben den besten Originaldrucken sehr nahe kommen. Die 346 in dem Werk enthaltenen Blätter sind in Originalgröße wiedergegeben, und das ist einer der großen Vorzüge des Werkes. Zur Vorlage haben beste Berliner Frühdrucke gedient. Das Werk ist von Dr. Willy Kurth herausgegeben und sehr gründlich eingeleitet. Außerdem hat Campbell Dodgson ein Geleitwort beigefügt, in dem er zu den meisten Ergebnissen Kurths zustimmend, zu einigen kritisch Stellung nimmt. Dies Werk enthält neben einer Anzahl berühmter und allgemein bekannter Blätter eine Anzahl fast unbekannter Holzschnitte, z. T. Stücke, die der Laie sonst überhaupt nicht und der Kenner nur schwer zu sehen bekommt. Forscher und Sammler von Dürer-Holzschnitten dürfen dieses Reproduktionswert unvergleichlich besser und vollständiger finden, als irgend ein bisher veröffentlichtes Werk dieser Art.

* Methode Jopp: „Ihnen oder Sie?“ Verlag M. Jopp Berlin D. 17). Das Buch „Ihnen oder Sie?“ ist eine praktische, vollständige Sprachlehre. Jopp langweilt den Selbstlehrer nicht mit überflüssiger Grammatik, sondern gibt ihm nur die notwendigen sprachlichen Belehrungen. Was aber die Hauptsache ist: Er ermöglicht dem Lernenden auf eine sinnreiche Weise, mündliche Übungen anzustellen und sich selbst zu kontrollieren. Jede Übung stellt den Selbstlehrer vor die Entscheidung, die richtige oder die falsche Form zu gebrauchen. Während man nun den

Übungsplan spricht, verdeckt man die danebenstehende Auflösung durch ein Deckblatt. Dann zieht man dieses um eine Zeile herunter, sieht nach, ob man falsch gesprochen hat, und verbessert sich nötigenfalls sofort. So übt man in zahlreichen Sätzen die praktische Anwendung der gelernten Sprachregeln und gewöhnt sich daran, auf seine Sprache zu achten und sich selbst zu verbessern.

* „Wirtschaftskurve mit Indexzahlen der Frankfurter Zeitung“. Unter Mitwirkung von Ernst Kahn. (Frankfurter Societätsdruckerei, G. m. b. H., Abteil. Buchverlag, Frankfurt a. M.). Heft 4 des Jahrganges 1927 der Vierteljahresschrift „Die Wirtschaftskurve mit Indexzahlen der Frankfurter Zeitung“ enthält nach der einleitenden Betrachtung über die Wirtschaftslage zum Jahreswechsel wieder im ersten Abschnitt „Produktion und Umsatz“ die ständigen Kapitel über die Preise (mit besonderer Berücksichtigung der amerikanischen Preispolitik), Produktion und Umsatz (mit der Untersuchung des Saisonrückgangs), Arbeitsmarkt, Arbeitseinkommen und Lebenshaltung (mit einer erneuten Erörterung der Frage der Reallohnberechnung) und Außenhandel (unter besonderer Berücksichtigung der Maschinenindustrie). In dem zweiten Abschnitt „Geld und Kapitalmarkt“ werden wieder die Kreditmärkte, die internationale Valutabewegung und die Börse verfolgt. Unter den Betrachtungen, die sich mit den weltwirtschaftlich bedeutsamen Konzernen und Industrierieflektungen beschäftigen, ist diesmal mit in erster Linie ein Kapitel über die internationale Elektrizitätsindustrie und ihre Verflechtung zu nennen, das die großen amerikanischen und europäischen Konzerne, ihre Bedeutung und Zusammenhänge miteinander in den Grundlinien aufzeigt.

* „Staatsbürgerkunde“ von Karl Jälg, Studienrat, Berlin. Selbstunterrichtsbriele in Verbindung mit eingehendem Fernunterricht, herausgegeben vom Ruffinschen Lehrinstitut. Redigiert von Prof. Jälg. (Verlag Bonnes & Nachfeld, Potsdam). Die von Studienrat Jälg erschienene Staatsbürgerkunde führt auf Grund der Reichs-, Landes- und Kommunalverfassungen, der Gesetze sowie der sozialen und wirtschaftlichen Einrichtungen von Staat und Gemeinden voll und ganz in dieses Wissen ein. Dadurch, daß diese Staatsbürgerkunde in dem Rahmen der bekannten Selbstunterrichtsbriele erscheint, ist sie dem, der sich selbst belehren will, besonders zu empfehlen, sorgen doch ständige Wiederholungsfragen, mündliche und schriftliche Aufgaben für feste Einprägung des Stoffes und sicheres Wissen. Die Briele behandeln: 1. Die Verfassung des Deutschen Reiches, 2. Die Landesverfassung, 3. Die Selbstverwaltung und die Staatsverwaltung, 4. Die allgemeine Staatslehre.

* „Lustig Gebabbelt“. Eine Sammlung Frankfurter Dialektdichtungen aus alter und neuer Zeit. Aus dem Frankfurter Rundfunkprogramm von Lene Obermeyer und Hans Nerling. (Südwestdeutscher Funkverlag, Frankfurt a. M.). Die Menschen am Main, in und um Frankfurt, bedienen sich, wenn sie so recht aus dem Herzen sich freuen, wenn sie offenhersig sein oder auch, wenn sie derb-ehrlich schimpfen wollen, der Mundart. Kein Wunder, daß auch die Dichtkunst am Main in das mundartliche Gebiet hineinragt und daß in den Reihen der Mundart-Dichter sich Vertreter von Klang und Namen finden, voran die beiden Stolke, Friedrich und Adolf. Manah einer dieser Dichter und seine Verse sind leider fast in Vergessenheit geraten, obwohl sie verdienen, oft gehört und gelesen zu werden. Das Künstler-Ehepaar Hans Nerling und Lene Obermeyer vom Frankfurter Schauspielhaus, das auch durch seine mundartlichen Vorträge im Rundfunk bestens bekannt ist, hat unter Aufwendung großen Fleißes und großer Sachkunde eine Sammlung von Frankfurter Dialektdichtungen aus drei Jahrhunderten geschaffen, die soeben unter dem Titel „Lustig Gebabbelt“ erscheint. Das 117 Seiten umfassende, gut ausgestattete und durch viele historische Frankfurter Bilder ergänzte Buch enthält Dichtungen von Friedrich Stolke, Adolf Stolke, Carl Maß, G. W. Pfeiffer, J. W. Sauerwein, E. S. H. Hallenstein, P. Quilling, Robert Schneider u. a.

* Armand Mercier: „Das Liebesabenteuer des Pierre Signal“. Aus dem Französischen übertragen von Karl Singer. (Th. Knaur Nachf. Verlag, Berlin W. 50). Ein einfaches Schloß in der hohen Tatra ist der Schauplatz der erschütternden Tragödie. Nüchtern-soulhafte Ereignisse werden zur Ursache gespanntester seelischer Kämpfe und führen zur Zerstörung einer Liebe und toller Flucht in den Tod. Der schauerliche Zauber gespenstischer Ereignisse ist mit starker erzählerischer Kraft zu einem stimmungsvollen Buch gestaltet.